

KULTUR-KOLUMNE

Taumelnde Einsichten



VON
JOSÉ F.A.
OLIVER

Manchmal ist das Leben ein Haus voller kahler Wände. Ohne Fenster und Türen. Und wir in ihm. Im Grunde unbehaust, oft Gefangene. Eingesperrt in der Hoffnung auf Worte, die hoffentlich noch gesprochen werden. Auf Worte und „W:orte“. Als ein gemeinsam aufbäumendes Begehren nach Linderung. Die Sehnsucht auf Lebensanferteres; auf etwas Befreiendes, um aufzuatmen. Das wäre dann eine Art „wunschloses Glück“. Klingt natürlich seltsam, wenn ich schreibe „eingesperrt in der Hoffnung, dass“ ... Aber! Ja, das große „Aber“!

Es ist stets ein Schatten treibender Trotz- und Trutz-Begriff, der Grenzen markiert. Menschen- Grenzen. So einfach, nicht einfach so. Angesichts der Hiobsbotschaften – im vielbeschworbenen „Kleinen wie im Großen“ – ist es dieser Tage keinesfalls eine Plattitüde zu behaupten, dass viele unter uns die innere Flucht wählen.

Die Auseinandersetzung mit den Wirklichkeiten ist jedoch nicht zu fliehen. Sie verharret. Eine sprichwörtliche Sisyphus-Arbeit, die vonnöten ist, weil wir die persönliche wie gesellschaftliche Übersicht bewahren müssen. Wir leben in Zeiten grantigen Widerstreits. Im Grunde ist die Situation tragisch, „eine gemachte Katastrophe“, könnte jemand in diese Zeilen

rufen. „Zumindest das meiste unserer Herausforderungen sind gemachte Katastrophen“, könnte ich dann darauf antworten. Die Last, dass unser Leben in jeder Hinsicht ausfranst, lässt sich nicht mehr so mir nichts, dir nichts abschütteln. Diese häufig schmerzende und Seelen reißende Last haftet an uns oder hängt mit zerstörerischer Kraft zwischen all den Dingen, denen wir uns zu stellen haben.

Wo fangen wir an? Wo hören wir auf? Eine Pandemie, nach wie vor erschreckend (mit täglich steigenden Infektionszahlen); vielerorts Krieg(e), die nicht – auch das ist keine Binsenweisheit – vom Himmel gefallen sind und zwangsläufig zum Leid unzähliger Menschen führen. Wunden, Narben, Tote. Mitten in unseren einst so „überschaubaren“ Gewohnheiten. Wir leben in einer Zeit der Plötzlichkeiten.

Verlorenheit

Plötzlich ist alles anders. Plötzlich. Oder doch nicht so plötzlich? Die Zeiten und ihre erlebbaren oder virtuellen Nachrichten wirbeln uns aufs Fatalste in Extreme. Was Vergangenheit war, ist Gegenwart. Die Gegenwart plötzlich Vergangenheit. Und die Zukunft, auch so ein Wort unheimlicher Kapriolen ins völlig Verrückte und Ungewisse, paart sich menschenhaft kontinuierlich mit einer Furcht, die um die Konsequenzen der Not weiß; oder vereint sich mit einer ungerichteten Angst, die nicht wirklich weiß, was noch geschehen könnte, aber irgendetwas Schlimmes ahnt. Bei allem, was unser augenblickliches Dasein ausmacht, scheint eines sicher: Es herrscht

eine immer stärker um sich greifende Verlorenheit. Zwischen unseren Gedanken, die sich zunehmend mehr als „nur“ widersprechen und scharmützeln, und unseren Gefühlen, die den Gedanken in nichts nachstehen. Zumindest geht es mir so. Und dass es anderen auch so geht, weiß ich. Die Sehnsucht nach einer wie auch immer gearteten Beruhigung ist groß, um nicht zu sagen existentiell.

Es ist dabei nicht ausschließlich das Denken, das nicht nur mich in eine taumelnden Orientierungslosigkeit „t:reibt“ und bisweilen lähmt, sondern auch jene vielleicht weniger benennbare Dimension des Fühlens angesichts zehrender Unordnung(en), die mich im ununterbrochenen und Kräfte verschlingenden Zoom-Modus wachsender Unwägbarkeiten halten. „Unordnung“ alleine wäre ja noch eine handhabbare Größe. Dieser Begriff ist, so wird mir tagtäglich bestätigt, ein sich ständig erweiternder und gefräßiger Plural geworden: „Unordnungen“.

Man kann es nicht oft genug wiederholen und doch ist bei vielen vielleicht gerade deshalb eine ermüdende Trägheit eingetreten. Ich wiederhole mich deshalb bewusst! Denn: die Dinge beim Namen zu nennen, ist vielleicht die einzige Hoffnungsfährte in einen möglichen Trost. Wider Corona, Kriege, eine sich anbahnende Hungersnot und auseinanderklaffende Gesellschaften, die sich in Viertel- Halb- und Totaldikturen flüchten. Wäre es nicht so „platt“, was den Verbrauch, will sagen die Abnutzung mancher Wörter und insbesondere ganzer Redensarten anbelangt, auch ich würde sagen: „Wir müssen uns warm

anziehen!“ Es ist ja nicht nur eine Wirklichkeit, die uns im Würgegriff hat. Es sind viele Wirklichkeiten, die uns zusehends zu schaffen machen.

Dennoch! Sie aufzuzählen ist immer wieder von Neuem notwendig. Auch wenn wir es lästig sind und sie zu kennen glauben; auch wenn wir bald nicht mehr wissen, was richtig ist und was falsch. Unlängst habe ich mir in einem Gedicht die Frage gestellt „Wohin bleiben wir?“ Die Frage springt mir jeden Tag aus dem Herzen in meine Gedanken und zurück: Wohin bleiben wir? So eigenwillig sich diese Formulierung anhören mag, sie zuzulassen, „m:eint“ einen ersten Schritt, der Bewegung bedeutet. Glaube ich. Apropos „eingesperrt in der Hoffnung“ ...

Hoffnung

Man kann sich in einem Hoffnungsmodus befinden, der sich irgendwann als Illusion und damit als trügerisch offenbart. Deshalb sollte das Wörtchen Hoffnung immer eine konkrete Praxis und ein entschiedenes Handeln in sich tragen. Und, das weiß ich mittlerweile auch, Grenzen setzen. Damit die Hoffnung eine Hoffnung bleiben kann. Das klingt vielleicht widergar irrsinnig, ist aber eine Voraussetzung ins Überleben. Für mich zählt das Wort, das wissen Sie. Nach wie vor. Das Wort muss aber auch stark bleiben. Ganz besonders dort, wo es verraten wird. Geben wir das Wort niemals auf! Schützen wir es.

Bis bald!